

Berichte

Kulturelle Entwicklung und musikalisches Bewußtsein

6. Jahrestagung der DGM von 1990 in Schwäbisch Gmünd

Mit vier Tagen Dauer war die Jahrestagung in Schwäbisch Gmünd die bisher längste. Neben den 23 Vorträgen, von denen zwei als öffentliche Vorträge ausgeschrieben waren, gab es einen Klavierabend (G. Reinhold, Klavier) u. a. mit Werken von Dora Pejacevic, der eine ausgezeichnete Resonanz fand, und ein Gong-Konzert (J. Oehlmann, Gong) mit anschließendem Gespräch, in dem die affektive und vegetative Wirkung der Instrumente auf die Zuhörer thematisiert wurde.

Eine Einführung zum Tagungsthema »Kulturelle Entwicklung und musikalisches Bewußtsein« gab H. de la Motte, die die Disparität zwischen zeitgenössischer und alter Musik, die Funktionalisierung und Defunktionalisierung sowie die bewußtseinsverändernden Prozesse der Musik ansprach.

Dabei definierte sie in der Einführung Präferenzbildung als »das sich in einer Teilkultur Einrichten«. Diese Präferenzen und Teilkulturen waren u. a. Gegenstand der Ausführungen von S. Foret (Brno, CSFR), der die Situation tschechischer Jugendlicher beleuchtete. Es wurde berichtet, daß die Präferenz für mehrere verschiedene Musikarten mit dem Bildungsstand kovariert und das Alter die wichtigste unterscheidende Variable der Musikpräferenzen ist. Da sich die mediale Situation in der CSFR von der westeuropäischen Länder unterscheidet, gibt es einige Unterschiede hinsichtlich des musikalischen Verhaltens. Insgesamt wurde deutlich, daß die Öffnung des Ostens ein reges Interesse an wissenschaftlichem Austausch

mit anderen Ländern zur Folge hat. U. Sander, der Daten zum bundesdeutschen jugendlichen Medienkonsum aufbereitet hatte, entwarf eine an der Mediennutzung orientierte Typologie der heutigen Jugendlichen.

Die Entstehung von Präferenz als Einstellung, ihre Veränderung und das Verhältnis von Einstellung und Verhalten waren Inhalt eines Berichtes von A. Mauerhofer (Graz, Österreich), der Literatur zur Einstellungsforschung und die Möglichkeit der Übertragung ihrer Erkenntnisse auf die Musik referierte. H. Rösing stellte eine Studie vor, die auf 10 Einzelinterviews mit Konzertbesuchern verschiedener Musiksparten beruhte. Typische, auf Erfahrung gestützte Erwartungen bei Besuchern von Musikveranstaltungen sind Spannungserlebnisse, Befriedigung von Neugierde, der optische Eindruck und der motorische Mitvollzug. Eskapistische Tendenzen sind entgegen allgemeiner Auffassung eher sichtbar bei Besuchern von ernster Musik, während Besucher von Rock- und Jazzkonzerten stärker die Erweiterung des Alltags, die Überhöhung suchen. L. Finnäs (Vasa, Finnland) präsentierte eine Studie zum unterschiedlichen Erleben von Live- und technisch reproduzierter Musik. Bei Folk-Musik fand er eine positive Resonanz unter den befragten Schülern, die den Live-Eindruck dem Audio-Eindruck vorzogen und diesen wiederum der Video-Darbietung. Bei klassischer Musik waren die Befunde ähnlich, wenn auch nicht ganz so stark ausgeprägt. Zwei andere Studien, die sich mit audio-visuellem Erleben befaßten, stammten von K.-E. Behne. Das Versuchsmaterial bestand in dem einen Fall aus einem Videoclip - eine von A. Marthaler inszenierte Aufnahme von d'Alberts Klavierkonzert Nr. 2, E-dur. Behne findet einen relativ stabilen ersten Eindruck, der sich bei wiederholter Darbietung in einer anderen Präsentationsform (erst audio, dann audio-visuell oder umgekehrt) erstaunlicherweise kaum verändert. Im Gegensatz zu musikalischen Laien, die die Videodarbietung favorisieren, fühlen sich die Experten dadurch eher gestört. Bei einem Erinnerungstest machen die Experten allerdings die wenigsten Fehler gerade in der audiovisuellen Bedingung. Bei einem anderen Videosexperiment mit verschiedenen Interpreten (Männern, Frauen), die zu einem Playback Klavier gespielt hatten, findet er eine eindeutige Attribution von technischer Perfektion und Virtuosität bei männlichen Interpreten durch das Publikum und eine stärkere Attribution von Dramatik und Gefühl bei Interpretinnen.

Neben dem Schwerpunkt der Medien- und Rezeptionsforschung gab es auch einen Akzent im Bereich der musiktherapeutischen Forschung. Einer von mehreren interessanten Beiträgen, die in dieses Feld gehörten, war der von Th. Maler. Der Referent stellte das Lübecker Therapie-Modell vor, bei dem man sich, im Rahmen einer prozeßorientierten Musiktherapie, um psychosomatische und neurotische Patienten kümmert. Gerade bei Patienten mit pathogener Extraversion, wo eine Überanpassung bzw. überzogene Wunscherfüllung zu einem defizitären Selbst führt, bietet sich eine auf die innendynamischen Prozesse gerichtete Therapieform an. Es wird mit körpernahen Instrumenten gearbeitet und in anschließenden Therapiegesprächen ein Transfer vom reinen Erleben hin zur bewußten Erfahrung angestrebt, der wiederum eine Ausbalancierung von Innen und Außen durch eine Stärkung des Selbst nach sich ziehen soll. Steinberg/Raith/Roth untersuchten die Einstellungen zur Musik im Verlauf psychotischer Erkrankungen. Dabei gingen sie davon aus, daß die Beurteilungen von Hörbeispielen während eines Schubs und nach Gesundung differieren. Die vorläufigen Befunde sind sehr differenziert und eine endgültige Diskussion konnte noch nicht stattfinden. Eine Problematik bei der Interpretation könnte darin bestehen, daß sich mehr das konnotative Feld der benutzten Adjektive des Semantischen Differentials verändert als die eigentliche Beurteilung der Musikstücke. Die Referenten zogen einen interessanten Vergleich zu einer älteren Studie von Reinecke, der mit schizophrenen Versuchspersonen gearbeitet hatte. Die Ergebnisse der Kontrollgruppen der beiden Untersuchungen unterschieden sich, obwohl das gleiche Hörbeispiel benutzt wurde, allerdings in einer anderen Einspielung. Der Vortrag von A. Zenatti (Paris) befaßte sich mit der Dissoziation musikalischer Elemente und der pathologischen Veränderung von stabilen Präferenzen für das tonale Idiom bei Legasthenikern und zerebral Geschädigten im Gegensatz zu gesunden Versuchspersonen (siehe Beitrag in diesem Heft). K.-E. Behne trug kritische Gedanken zu den Heilserwartungen vor, die an die Musik herangetragen werden. Er erhob die Forderung nach einer kognitiven Theorie der Placebowirkung, auf die viele Erfolge in der Musiktherapie zurückzuführen seien. Fernab vom wissenschaftlichen Diskurs werde heute in einem Teil der Musiktherapie aktionistisch vorgegangen, Fallbeispiele und Therapien schlecht oder nur pseudowissen-

schaftlich dokumentiert und damit irrationalen Heilshoffnungen Vorschub geleistet.

Zuvor hatte H. Höge über die Psychologie des Bewußtseins gesprochen (siehe den Beitrag in diesem Band). Er führte aus, daß die Musiktherapie, die mit einem sprachverwandten Material arbeite, welches einen »freischwebenden Akt der Bedeutungsverleihung« erlaube, die prä-reflexiven Bewußtseinsinhalte, die bei einer solchen Bedeutungsverleihung entstehen, durch das Therapiegespräch bewußt macht. Das unabwendbare Bedürfnis nach Sinngebung beim Musikhören wird also therapeutisch nutzbar gemacht. Einer aktuellen Problematik wandte sich W. M. Stroh in seinem Referat über Bewußtseinserweiterung durch Musik zu. Der Gebrauch von Musik als bewußtseinserweiterndes Stimulans u. a. im New-Age Bereich in Form handelsüblicher Entspannungs- und Subliminalkassetten wurde als Sehnsucht nach Behebung kultureller Defizite gedeutet. Eine Anwendung in der Musiktherapie hielt W. M. Stroh für möglich.

Einige der Vorträge befaßten sich auch mit entwicklungs- bzw. sozialpsychologischen Fragestellungen. Die auditive Entwicklung in der intrauterinen Zeit wurde von Chr. Faßbender in einem umfassenden Literaturbericht dargestellt. Die methodischen Probleme der Konfundierung akustischer mit taktiler Reizung im Uterus wurden ebenso behandelt wie die intrauterinen Klanggegebenheiten und rudimentäre pränatale Lernvorgänge (ab der 26. Woche). Eindeutige Reizantworten auf auditive Reize in Form von Veränderungen der Herzrate und grobmotorische Bewegungen lassen sich ab der 24. Woche der Schwangerschaft beobachten. In Fortsetzung ihrer Längsschnittstudie befaßte sich M. Hassler mit Unterschieden der kompositorischen Fähigkeiten bei Jungen und Mädchen (vgl. den Beitrag in diesem Heft). An den Beispielen Dora Pejacevic und Alban Berg wurden zunächst zwei Künstlerbiographien vorgestellt und der Versuch unternommen, ein typisch weibliches bzw. männliches Komponiermuster zu finden. Hier, wie auch in der experimentellen Studie von M. Hassler ließ sich ein solches nicht finden. Die musikalischen Leistungen von weiblichen und männlichen Komponisten lassen sich nicht eindeutig voneinander unterscheiden. In Bezug auf die Hemisphärität fand die Autorin eine bei Männern eher rechts- und bei

Frauen eher linkshemisphärische Verarbeitung von Musik und räumlichen Informationen. Ferner scheint Androgynität ein Prädiktor für gute kompositorische Fähigkeiten zu sein. Eine vom Ansatz her an piagetische Arbeiten angelehnte Studie zum Musikbegriff bei Jugendlichen stammte von T. Abele. Der Einfluß sekundärer Sozialisation ließ sich an den Ergebnissen deutlich ablesen; weniger allerdings ein intendiertes Stufenmodell, was auf die untersuchte Altersgruppe zurückzuführen war, da Piaget jüngere Kinder befragt hatte als dies bei Abele der Fall war.

Kinderzeichnungen aus einem Malwettbewerb waren Gegenstand eines Referates von G. Kleinen, der eine Fortsetzung seiner im letzten Jahr vorgestellten Auswertung vornahm. Die über 1000 Bilder ließen sich in 8 Inhaltskomplexe einordnen, die von Darstellungen von Rockkonzerten bis hin zu gesellschaftlichen Themen und eigenen Träumen reichten.

Ein Arbeitsbericht stammte von G. Rötter (siehe den Beitrag in diesem Band), der das Konzept von »Impulsivität« vs. »Reflexivität« von Kagan auf die Selbsteinschätzung von Musikern übertragen will. Die vorgestellte Pilotstudie führte zu einer anregenden Diskussion und dem Vorschlag, das verwendete Testinstrumentarium an dem von Kagan zu validieren. R. Niketta befaßte sich mit der Urteilsakzentuierung bei Musikstücken unterschiedlicher Rock-Jazz-Ausprägung. In seinem Experiment ging es darum, eine Reizklassifikation von Hörbeispielen vorzunehmen, die in Stil (Rock-Jazz) und Komplexität variierten. Es wurden Intraklasseneffekte bei der Kategorisierung der Stimuli, jedoch keine Interklasseneffekte festgestellt.

M. Gellrich versuchte zunächst eine Parallele zwischen dem kindlichen Spiel und dem Lernen von Genies zu ziehen und befaßte sich mit dem Handwerk als Voraussetzung für Meisterschaft. Im weiteren ging es dann um die Etüde, die ursprünglich Ausdruck einer improvisierenden Überpraxis war und heute eine solche Funktion nicht mehr erfüllen kann. Historisch orientiert waren auch die Überlegungen von G. Reinhold (siehe den Beitrag in diesem Band) zur Dissoziation von Duktus und Dynamik in den Ariosi von Beethovens Klaviersonate op. 110. Er führte aus, daß Beethoven sich dabei in Grenzbereiche der menschlichen Wahrnehmung und des Verstehens vorgewagt habe.

Der eher wissenschaftstheoretische Vortrag von Chr. Allesch behandelte die Musik als Gegenstand der Kulturpsychologie. Es kam dem Autor dabei

auf die lebenspraktische Relevanz des psychologischen Gegenstandes als Kulturphänomen an. Eine musikalische Kulturpsychologie solle beispielsweise Gegebenheiten von Musikalität beleuchten, nicht Leistungen o. ä. messen. Den Abschluß bildete dann das Referat von E. Zimmermann/M. Spychiger, die über die mediale Resonanz des schweizerischen Schulversuchs mit erweitertem Musikunterricht berichteten. Abgesehen von einigen kritischen Stimmen, die einen Mißbrauch der Musik als Manipulationsfaktor in der Schule befürchteten, scheint die Öffentlichkeit derzeit weitgehend wohlwollend einem großangelegten Projekt im pädagogischen Bereich gegenüberzustehen.

Rückblickend auf die Tagung scheint sich ein in der Psychologie und Soziologie bekanntes Phänomen auch in der Musikpsychologie anzubahnen - die Auseinandersetzung zwischen quantitativer und qualitativer Forschungsmethode. Die Vielfalt der Beiträge hat sich stimulierend auf die Diskussion ausgewirkt, und eine durchweg entspannte Atmosphäre gab die Möglichkeit zu vielen interessanten Gesprächen des Kennenlernens und des Austausches.

Andreas C. Lehmann

Ost-West-Gipfel in Sachen Musikpsychologie. Bericht über ein internationales musikpsychologisches Seminar in Radziejowice bei Warschau

Rund 45 Fachwissenschaftler aus Polen, der Sowjetunion, der CSFR, aus Schweden, Finnland und Großbritannien, den USA, Japan, Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland kamen im September 1990 auf Einladung der Chopin-Akademie in Warschau zu einer Arbeitswoche zusammen, um einen Informationsaustausch in Sachen Musikpsychologie zu pflegen. Spiritus rector war die bekannte Begabungsforscherin Maria Manturzewska. Gemeinsam mit ihrem Kollegen Kasper Miklaszewski leistete sie eine perfekte Organisation und verstand es vortrefflich, eine anregende, inspirierende Atmosphäre für die Vorträge und Diskussionen zu schaffen.

Eine halbe Stunde außerhalb Warschaus liegt Radziejowice mit einem aus der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts stammenden Landschloß, das heute dem polnischen Ministerium für Kultur und Wissenschaft untersteht